

Friedrich Hebbel als Tierfreund

Autor(en): **Beetschen, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und wenn ein Regen niedertroff,
 So duckt' es sich und lauschte
 Und reakt' sich, spähte, sucht' den Klang,
 Der durch die Sphären rauschte.

Es träumte, fühlte, litt und sann:
 Laut schluchzt' es eine Weise.
 Doch wie's ins Schicksal niederrann,
 Verblutete es leise.

Friedrich Hebbel als Tierfreund

Von Alfred Beetschen



Es besteht wohl kaum ein Zweifel darüber, daß Hebbel nach langer Vernachlässigung von seiten der Theaterdirektoren, in unsern Tagen überschätzt wird. Auf die Ebbe folgte die Flut. In gewissen Zwischenräumen kehrt der Ruf nach Hebbelschen Dramen in den Spalten der Tagespresse immer wieder, wobei es freilich eben dieser Tagespresse oft genug passiert, wenn Hebbel wirklich gespielt wird, daß sie von einem Trauerspiel, betitelt „Herodes und Marianne“ (statt Mariamne) zu erzählen weiß. So lange derartige Druckfehler in großen Zeitungen unkorrigiert bleiben, sind wir wohl noch nicht ganz Hebbelreif.

Lassen wir aber diesmal des Dichters dramatische Dichtungen bei Seite; es ist über sie schon hinlänglich geschrieben worden, während Hebbel als Mensch dabei fast leer ausgehen mußte.

Einer der sympathischsten Züge im Charakterbild des großen Dithmarschen ist seine leidenschaftliche Vorliebe für die Tierwelt, sein inniges Mitfühlen mit der stummen Kreatur und ihren Leiden und Freuden.

An seinem Eichhörnchen, das er in seinen Tagebüchern, wo es keine kleine Rolle spielt, stets Eichkätzchen nennt, hing der ernsthafte, starre Mann, der als Dichter in den Holofernes-Szenen seiner „Judith“ und im 5. Akt von „Kriemhilds Rache“ im Blute wadet, mit einer fast unglaublich klingenden, rührenden Zärtlichkeit. Das possierliche, flinkfüßige Tierchen hatte ihm schon so viele frohe Augenblicke bereitet, daß er kein Bedenken trug, den „schönen Elf“, als der ihm sein Eichkätzchen erschien, für „Gottes einz'ges Sonntagsstück“ zu halten. Die großen Katzen- und Hundefreunde, ein Zola, Sardou und Fr. Th. Vischer zc.

würden freilich gegen eine so einseitige, großartig egoistische Auffassung protestieren. Aber Hebbel hatte nun einmal eine starke Vorliebe für diese wieselhaft behenden, anspruchslosen und graziösen Baumwipfelhüpfer, ganz besonders jedoch für seinen reizenden Liebling, den man in Dr. Hebbels Behausung „Herzi-Lumpi-Schäzi“ nannte und an dessen drolligen Sprüngen sich sein tiefblickendes Dichterauge nicht satt sehen konnte. „Wenn das Eichhörnchen reden könnte“, vertraute er einst seinem Tagebuch, „welch' wunderliche Gedanken über Sonnenschein und Duft würden wir vernehmen. Denn eigentlich ist der Eindruck immer vorüber, sobald sich ein Wort dafür findet, und vielleicht sind die Tiere nur darum stumm, weil sie zu stark und zu einseitig empfinden.“

An anderer Stelle vermerkt er die Worte: „Wer sich durchaus nicht mit dem Tier, diesem unendlich belehrenden Kommentar des Menschen, einlassen mag, der kommt mir vor wie einer, der nur eine Sprache kann und sich mit Händen und Füßen dagegen sträubt, noch eine zweite zu lernen.“

Am 15. Oktober 1859 notiert Hebbel in seiner Tageschronik: „Wir haben seit einem Jahr ein kleines Eichkätzchen, das uns allen unendliche Freude macht. Neulich verletz das arme Tier sich den Fuß und reißt sich, weil es im Käfig hängen bleibt, beim Losmachen eine ganze Lache aus. Es blutet furchtbar, und weil es den Fuß schüttelt, befleckt es sich mit den Blutstropfen die weiße Brust. Augenblicklich hört es auf, den wunden Fuß zu lecken und leckt die Brust, die es beschmutzt glaubt. Rührenderes habe ich in der Natur nie gesehen. Fürst Schwarzenberg erzählte mir, er habe einmal ein Eichkätzchen schießen sehen, das, mitten in die Brust getroffen, die Vorderpfötchen über diese zusammengekreuzt habe und so am Baume niedergesunken sei. Seit der Zeit lasse er auf seinen Besitzungen keines mehr schießen.“

Dieser Reminiszenz gebe ich hier um so lieber Raum, als gelegentlich das Eichhörnchen in verallgemeinernder Weise als Vogelfänger hingestellt wird, während jedermann weiß, daß das scheue rotschwänzige Tierchen sich hauptsächlich und mit Vorliebe von Buchnüssen ernährt. Entlarve man doch lieber einmal unsere lieben Mitmenschen in Italien und Welschtirol, die jährlich Hunderttausende von Singvögeln einfangen und abschlachten, nicht etwa, um den eigenen Hunger zu stillen, sondern um ein Geschäft damit zu machen.

Das Rührendste vielleicht, was Friedrich Hebbel uns überhaupt hinterlassen hat, sind die Totenklagen, die er um sein „Herzi-Lumpi-Schäzi“ und des-

sen semmelfarbenen, ihm bald im Tode folgenden Gefährten „Semmi“ angestimmt und seinem Tagebuch anvertraut hat. Kothurnlos, schlicht, aus dem Innersten des Herzens quellend, ergreifen diese Worte uns heute noch als Dokument eines großen Geistes, der sich der Tränen und des Mitleids nicht schämte. Drei Jahre und einige Monate alt war Hebbels Liebling geworden, als er, ohne etwas Schädliches genossen zu haben, an einem damals grassierenden Darmkatarrh zugrunde ging. Hebbel, dessen Gemüt und Phantasie sich an die Spielereien und Lebensgewohnheiten des puzigen „Lumpi“ gewöhnt hatten, sah sich vor einem unersehblichen Verlust.

„Wieder etwas vorüber“, gesteht er voll tiefer Bewegung, „und diesmal etwas Himmelschönes, das so nicht wiederkehrt. Fast zwei Tage bin ich von einer Reise zurück; alle meine kleinen Zwecke habe ich erreicht, eine neue, schönere Wohnung hat mich empfangen, aber ich wollte, das alles wäre anders und das liebe Geschöpf lebte noch. Wen die Gattung für das Individuum zu entschädigen vermag, der ist gegen jeden Verlust gedeckt. Ich kenne keine Surrogate, ich liebe das Individuum, und dies Tier war so einzig, daß es jedermann wie ein Wunder vorkam und mir wie eine Offenbarung der Natur.“

Ich glaube jetzt an den Löwen des Andronicus, an die säugende Wölfin der Römer, an die Hirschkuh der Genoveva; ich werde nie wieder eine Maus oder nur einen Wurm zertreten; ich ehre die Verwandtschaft mit dem Entschlafenen, sei sie auch noch so entfernt, und suche nicht bloß im Menschen, sondern in allem, was lebt und webt, ein unergründliches, göttliches Geheimnis, dem man durch Liebe näher kommen kann. So hat dieses Tier mich veredelt und meinen Gesichtskreis erweitert. Wenn ich nun aber gar die Unsumme von Freude und Heiterkeit aufzählen sollte, die es für seine paar Nüsse und seinen Fingerhut voll Milch ins Haus brachte, so würden wir wie arme Schächer dastehn, die ihre Schuld nie bezahlen können.“ Trotz seiner eingestandenen „Rührung und Erschütterung“ erzählt Hebbel nun ausführlich das Ende seines Lieblings, das Interessenten an Ort und Stelle nachlesen mögen, denn ich fürchte, manch einer, dem das Verständnis für das mimosenhaft zarte Empfinden einer Dichterseele abgeht, würde sich bei der oder jener Äußerung Hebbels eines Lächelns nicht erwehren können. Ein solches Lächeln (halb Spott, halb Mitleid) hervorzurufen, kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein. Nur folgende Schlusssätze aus dem kleinen Prosa-Requiem für Herzi-

Lumpi-Schaki mögen hier Platz finden: „Der Abend verstrich uns unendlich trübe, und ich schämte mich der Seufzer und Tränen nicht, obgleich ich kurz zuvor in Hamburg den Tod eines Universitätsgenossen ohne die geringste Bewegung vernommen hatte, denn hier war ein inniges Band zerrissen, wenn auch nur zwischen Mensch und Tier; dort war nie eines vorhanden gewesen. Vom Essen war nicht die Rede, vom Schlafen in der Nacht ebensowenig“ usw. — Wohl verstanden, handelt es sich hier nicht um Exaltationen eines schwärmerischen Jünglings, sondern um die Gedanken eines im 50. Lebensjahr stehenden, gereiften Mannes; Gedanken, die sich freilich für manches weniger zart besaitete Gemüt „weltfremd“ genug anhören mögen. Ihm, dem Dichter, war das kleine stumme Wesen „Ersatz für die Verräter“, die ihn, wie Hebbel an anderer Stelle ausführt, „auf so niederträchtige Weise verließen.“

Ein Gegenstück zu diesem trostlosen Geständnis bilden die Worte: „Von den Menschen getäuscht, bin ich zu den Tieren geflohen; wie bitter, daß mir keins bleibt!“

Aber nicht nur auf Eichhörnchen beschränkte sich, wie man sich denken kann, Hebbels Tierliebe. Auch seinem kleinen Hündchen, Sindsol genannt, war er herzlich zugetan, und er bedauerte es tief, als auch dieses kleine süße Vieh ihm nicht „bleiben“ konnte. Er begrub es — es war mitten im Winter — eigenhändig im Keller des von ihm in Wien bewohnten Hauses, nicht ohne ihm die vier kleinen Pfötchen noch einmal gedrückt und seinen kalten Körper mit den Lippen berührt zu haben.

„Nie“, ruft Hebbel aus, als er auch dieser kleinen Haustragödie Erwähnung tut, — „nie gab es ein treueres, anhänglicheres Tier. Wer das als Mensch wäre, was dieser als Hund gewesen ist, von dem würde nichts mehr verlangt werden!“

Auch das viel verlästerte Spakenvölklein darf sich rühmen, vom Verfasser der „Nibelungen“ nicht über die Achsel angesehen worden zu sein. So notiert er einmal: „Heute morgen tanzte unser kleines Eichkätzchen — es ist ein neues da, so ist der Mensch!!! — zwischen den Fenstern. Da flogen sieben bis acht Sperlinge heran und drängten sich gegen die Scheiben. Liebliches Bild.“ — Eine andere den Spaken gewidmete Stelle lautet: „Nahe meinem Fenster im Gefimse, hat sich eine Sperlingsfamilie angesiedelt. Als ich sie zuerst bemerkte, wunderte ich mich über das große Bündel Heu, das aus ihrem Nest heraushing,

und glaubte, Menschenhand habe es ihm aufgesteckt. Später habe ich gesehen, daß ihnen vielmehr jeder etwas stärkere Wind das ganze Nest entführt, weil es zu flach sitzt. Rührenderes kann es dann nicht geben, als zu beobachten, wie sie es dann Halm für Halm mühsam wieder zusammentragen. So recht das Schicksal des Menschen!“ — Heutzutage, wo die Lieblosigkeit und Roheit gegen die Tiere so überhand genommen hat, heutzutage kann es, meine ich, nicht schaden, wenn man ab und zu einmal darauf hinweist, daß die bedeutendsten Männer, sei es auf dem Gebiet der bildenden Künste, der Literatur, der Philosophie usw. fast ohne Ausnahme Sinn und Verständnis d. h. Hand und Herz für die Tierwelt gehabt haben. An Hebbel tritt dieser Zug, wie wir gesehen haben, besonders schön und achtunggebietend hervor. Die rührendsten, warmherzigsten Worte, die er uns auf diesem Gebiet hinterlassen hat, gelten freilich seinem Eichhörnchen, dem er, wie wir wissen, nicht nur einen Nekrolog geschrieben, sondern dem von des Dichters Feder auch ein Stückchen Biographie zu teil geworden ist. Ich will diese Zeilen nicht schließen, ohne wenigstens ein paar für Hebbels Tierliebe charakteristische Sätze aus dieser Miniaturbiographie eines Eichhörnchens weiteren Kreisen bekannt zu geben.

„Ganz jung“, erzählt der gewissenhafte Hauschronist des Hebbelschen Dichterhaushalts, „kaum vierzehntägig, brachte meine liebe Frau das treue Geschöpf am 18. August 1858 ins Haus; ich war krank, und die ersten vier Wochen wohnte es in meiner Achselhöhle, wohin es sich der Wärme wegen verkroch. Es war wunderschön braun, als ob es unmittelbar aus einer Kastanie hervorgesprungen wäre und ein Rosenblatt als Zunge im Mäulchen trüge, übrigens ein geborener Italiener und aus Triest nach Wien herübergekommen. Wunderbarerweise unterschied es gleich zwischen den Familienmitgliedern und Fremden. Wir drei, ich, meine Frau und das Kind, konnten mit ihm machen, was wir wollten, aber wenn eine der Mägde sich ihm näherte oder es gar berührte, wies es sie durch die possierlichsten Töne des Unwillens und des Zorns zurück, und wenn das nichts half, bediente es sich seiner Zähne. Mich hat es nur ein einziges Mal gebissen, und da war es in seinem Recht. Es war gewohnt, wenn ich schrieb, über den Tisch zu laufen und geriet dabei einmal mit seinem Händchen an die Tinte. Emsig begann es sich zu reinigen; ich besorgte, die Tinte könnte ihm schaden und tauchte es mehrmals ins Waschbecken. Das mußte es natürlich für eine Feindseligkeit halten und sich zur Wehre setzen.“

Dieses „natürlich“, dieses vorurteilslose Sichversetzen in die Situation eines andern ist bezeichnend für unsern großen Tierfreund, der sich dem kleinen, verängstigten Wesen gegenüber nicht als Herr und Gebieter, als zweibeinige Krone der Schöpfung aufspielt, sondern bei Mensch und Tier das Recht der Individualität gewahrt wissen will.

Doch hören wir weiter, wie „Lumpi-Schäzi“ bei Hebbel ein vergnügliches Leben führte: „Größer geworden, nahm es, wie es mir morgens immer ins Bett gebracht wurde, regelmäßig an unserm Abendessen teil, kostete überall, speiste auf das zierlichste, trug in den ersten anderthalb Jahren, später nicht mehr, Küsse und Zucker bei Seite, schleppte oft eine ganze Semmel den Fenstervorhang hinauf und versteckte sie oben in der Brüstung, glitt dann wieder herunter, knäuelte die Servietten in seinem Mäulchen zusammen, trug sie, eine nach der andern, in den Schoß meiner Frau, stürzte sich wohl selbst hinein und bedeckte sich damit. Im Sommer, in seiner muntern Zeit, behielt ich es fast den ganzen Tag bei mir, und auf das allerdeutlichste gab es mir seine Wünsche zu erkennen. Wollte es auf den Bücherschrank, so stieß es gewisse Töne aus, die ich verstand, wie das menschliche Wort. Wollte es herunter, so lief es hin und her. Dann fragte ich von meinem Schreibtisch herüber: Soll ich kommen? und zur Antwort breitete es seine Händchen aus. Mit ansgebreiteten Händchen begrüßte es mich auch, wenn ich nach Hause kam; auch vertrat ich in seiner Jugend den Baum bei ihm, indem es immer um mich wie um einen solchen herumlief.“

Auch Hebbel, das wissen wir nun, hatte trotz des vielen Ungemachs, das er erdulden mußte, seinen zeitweiligen, goldenen Sonnenstrahl und sein Stückchen Himmelreich schon auf Erden. Seiner fein ausgebildeten Gemütsanlage, seiner kindlichen Freude an Gottes Kreatur hatte er es zu verdanken, daß ihm mitten in aller Herzenspein und Alltagsnot eine „Fülle anmutiger Bilder“ beschieden gewesen ist, die er in dem Gedicht „Das Geheimnis der Schönheit“ zu vereinen und auch festzuhalten versucht hat. Liebet die Tiere! Wer seinen Kindern das geläufige Wort nicht bloß gedankenlos einschärft, gibt ihnen etwas auf den Lebensweg mit, woraus ihnen später Segen und manche reine, durch nichts zu trübende Freude erblühen wird.

